und Vernichtens festgestellt werden. — Beim Genitiv erweisen sich die meisten Typen als urgermanisch; es zeigt sich aber in D.'s Darstellung noch deutlicher als es sonst wohl der Fall ist, daß dieser Kasus im Westgermanischen seine Sphäre ganz beträchtlich erweitert hat. Das gilt besonders von dem sogenannten separativen Genitiv. Hier zeigt sich ja auch die Sprache noch bis ins Mittelhochdeutsche, ja selbst bis ins Frühneuhochdeutsche hinein schöpferisch tätig.

Aus dem zusammenfassenden Schlußkapitel hebe ich die interessante Auseinandersetzung D.'s mit Winkler hervor, der bekanntlich die sämtlichen Verwendungen des got. Dativs aus der Grundbedeutung dieses Kasus erklären wollte. Winklers Ausdehnungstheorie, die schon früher von verschiedenen Seiten angefochten war, hat durch Delbrücks Ausführungen den letzten Stoß erhalten, und der Streit ist zugunsten der Verschmelzungstheorie nun endgültig entschieden.

Kiel.

Otto Mensing.

Suter P. Die Zürcher Mundart in M. Usteris Dialektgedichten (Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. VII).

Es mag als eine recht auffällige Erscheinung gelten, daß aus der Stadt Zürich, in welcher das schweizerische Idiotikon erstellt wird, noch nie eine größere Arbeit hervorgegangen ist, die die Mundart der Stadt und der Landschaft Zürich zum Gegenstand gehabt hätte.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß das genannte schweizerische Monumentalwerk ganz besonders auch der Erkenntnis des Züricher Dialektes zugute gekommen ist und daß die sprachlichen Untersuchungen von Staub und Tobler ebenfalls über diese Mundart Licht verbreitet haben. Doch werden hiedurch unsere bezüglichen Kenntnisse vorwiegend nach der lexikalischen Seite bereichert, und was wir in lautlicher Hinsicht erfahren, war mehr nebensächlicher Natur. Warum also in genannter Stadt, die seit einer langen Reihe von Jahren so viele rührige und tüchtige Germanisten zählt, noch keine speziellen grammatischen Studien über die fragliche Mundart erschienen sind, ist beinahe rätselhaft.

Ein Grund dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß die gewaltige Arbeit, welche durch die Erstellung eines so weit ausholenden Wörterbuches bedingt wird, gerade wegen des einen großen Zieles alle Kräfte in Bann geschlagen und gefangen gehalten hat, sodaß zunächst alle anderen Untersuchungen zurücktreten mußten. Es ist nicht wohl anzunehmen, es habe das schroffe Urteil Humboldts über die Züricher Mundart eine solche Verstimmung hervorgerufen, daß auch spätere Generationen ihre Redeweise als ungeschlacht erachtet hätten. Wie solche Worte zu interpretieren sind, weiß jeder, der sich mit Dialektstudien befaßt, und daß das wegwerfende Urteil für Zürich gar nicht zutrifft, ist eine längst bekannte Tatsache.

Mit Freuden muß es daher begrüßt werden, daß sich jetzt eine Schrift der Erforschung des Züricher Dialekts zuwendet und umso größer ist der Genuß des Lesers, wenn es in so trefflicher Weise geschieht, wie in dem obengenannten Werk von P. Suter.

In der ansprechend geschriebenen Einleitung gibt der Verfasser ein Bild der schweizerischen poetischen Literatur aus der Zeit, als Usteri seine Lieder und Idyllen dichtete. Er weist darauf hin, daß in der Ära der staatlichen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts es nicht sowohl

ästhetische als praktische Ziele waren, worauf das Entstehen der mundartlichen Gedichte in der Schweiz zurückzuführen sei.

Den Reigen eröffnete, sofern wir das damals gedruckt Vorliegende ins Auge fassen, der Pfarrer zu Hochdorf, Bernhard Häfliger, mit seinen Liedern im helvetischen Volkston, die um die Wende des 18. Jahrhunderts auf fliegenden Blättern durchs Land wanderten und dergestalt Anklang fanden, daß eine große Zahl falscher Spottgedichte unter seinem Namen in Umlauf kamen, gegen deren Autorschaft er dann in der Vorrede zu seinen 1801 gesammelten Liedern eine entschiedene Verwahrung einlegen mußte.

Nicht unwillkommen wäre ein Vergleich mit dem zeitgenössischen ebenfalls luzernischen Dialektdichter Joseph Ineichen gewesen, dessen Gedichte S. übergehen zu können glaubte, da sie erst 1859 gesammelt und gedruckt wurden.

Nicht sowohl unter Häfligers als unter Hebels Einfluß steht der Berner Lyriker J. G. Kuhn, der mit seinem "Han an em Ort es Blüemli gseh . . ." im Schweizervolk fortleben wird, solange Freud' und Leid des Menschen Brust durchzittern.

Wie seine im Jahre 1806 erschienene Sammlung von mundartlichen und schriftdeutschen Gedichten Anklänge an die Hebelsche Poesie aufweisen, so die in den "Alpenrosen" von 1811 ff. veröffentlichten, obschon er gegen Hebel eine durchaus selbständige Stellung einnimmt und namentlich durch den spezifisch lyrischen Ton, auf den fast alle seine poetischen Erzeugnisse gestimmt sind, sich scharf von ihm unterscheidet.

Im Banne der Kuhnnschen Muse sowie der seiner Mitarbeiter an den Alpenrosen, der beiden Wyß vornehmlich, steht J. M. Usteri, dessen Werke in einer Gesamtausgabe im Jahre 1831 — vier Jahre nach seinem Tode — von D. Heß veröffentlicht wurden. Zu seinen Lebzeiten erschienen nur zwei Dialektdichtungen im Drucke, obwohl er oft gedrängt wurde, etwas herauszugeben. Der Umstand, daß er seine mundartlichen Gedichte hauptsächlich zur Unterhaltung seiner Freunde schrieb und ihnen keinen besonderen literarischen Wert beimaß, ist mit ein Grund, daß er sie ziemlich flüchtig niederschrieb und die Reinheit der Mundart nicht genügend berücksichtigte. Obwohl der Herausgeber D. Heß sich alle Mühe gegeben hat, sprachliche Inkorrektheiten, wie sie sich in den Manuskripten etwa noch vorfanden, zu verbessern, blieben doch noch einige stehen. Auch finden sich inkonsequente Schreibweisen, was indessen leicht zu entschuldigen ist, wenn wir bedenken, daß der Herausgeber den Druck in Leipzig nicht selbst überwachen konnte.

Suter hat sich nun die dankenswerte Aufgabe gestellt, die Mundart der Stadt Zürich im Lichte dieser Gedichte vorzuführen.

Die sprachliche Untersuchung bezieht sich auf die Laute, die Flexion, die Syntax und den Wortschatz. Die zwei ersten Teile sind ziemlich eingehend behandelt, während die zwei letzten summarisch absolviert werden, aber immerhin eine erfreuliche Gabe bedeuten.

Das Material ist durchgängig gut beigebracht und verarbeitet, sodaß wir über die Züricher Stadt-Mundart jetzt hinlänglich orientiert sind. In einigen Fällen sind abweichende Erscheinungen aus den benachbarten Ortschaften Äsch, Birmensdorf und Zollikon zum Vergleiche herangezogen.

Es ist zu begrüßen, daß S. für seine Zwecke auf eine möglichst einfache Transkription sein Augenmerk richtete, daß er bei Figurierung

der Konsonanten die tonlosen Explosivlenes durch *b d g* wiedergibt und nicht durch *p t k*, wie das jetzt in einigen Arbeiten Mode geworden ist und in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten gefordert wird. Eine Gefahr, die süddeutschen bzw. schweizerischen *b, d, g* den entsprechenden romanischen auch qualitativ gleichzustellen, besteht keineswegs, darf man doch als allgemein bekannt voraussetzen, daß diese Beziehung nur in quantitativer Beziehung Berechtigung hat.

Wenn also S., indem er in diesem Punkt an dem überlieferten Schriftbild festgehalten und sich dem Vorgange anderer schweizerischer Forscher angeschlossen hat, so verdient er volle Zustimmung. Für die Reibelaute werden drei Spielarten namhaft gemacht: Lenes, Fortes, Geminatae. Bei den Sonorlauten sei, abgesehen von den genannten benachbarten Ortschaften, Geminataartikulation sehr zweifelhaft, und ob auf dem Land Verschußgeminatae vorkommen, wird nicht gesagt.

Was die Darstellung der Doppelvokale anbelangt, so kann diese nicht gerade als glücklich bezeichnet werden. "Um nicht unnötigerweise von der Überlieferung abweichen zu müssen", sagt der Verfasser, "werden die Zeichen: *ai* für *äi*, *au* für *äu*, *äu* für *öi* gewählt". Das ist keineswegs nachahmungswert. Gerade hier war es besonders geboten, von der Tradition, d. h. vom gewöhnlichen Schriftbild zu lassen. Einmal sind diese Entsprechungen nicht für ein beträchtliches Gebiet der alemannischen Idiome zutreffend, sodann ist es überhaupt für jedermann etwas ganz Ungewohntes, beim Durchgehen einer Dialektstudie genötigt zu sein, fortwährend eine Umwertung der fraglichen Lautzeichen vornehmen zu müssen.

Bezüglich der Diphthonge wäre die Auskunft erwünscht gewesen, ob sie kurz oder lang ausgesprochen werden.

Hinsichtlich der einfachen Vokale notieren wir die Angabe, daß die Züricher Mundart die mittlere, d. h. halboffene Klangfarbe des *e* nicht besitzt, daß sie nur geschlossene, offene und überoffene *e* kennt. Letzteres ist für die Züricher meines Erachtens recht kennzeichnend.

Die kurzen *i, u* und *ü* sind nach S. nicht so geschlossen, wie die entsprechenden Längen. Hiebei will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß einige Mundarten des Landbezirks die betreffenden Laute, sofern sie in der Tonsilbe stehen, ganz geschlossen artikulieren.

So sagt Bülach: *Uf der Rapperswiler bruk liged drü tünj, hölj, lörj, lawj, rörlj und dur dia drü tünä, hölä, lera rörlj lernad d' lüt rücht reda.*

Die Notiz, daß *a* eine leichte Neigung nach *o* habe, ist wohl ein Versehen. Die Angabe bezieht sich doch zweifellos nur auf den Fall, wo mhd. *a* in der Züricher Mundart zunächst in *-ö* übergegangen ist und sich dann wieder dem *-ä* genähert hat, ohne aber die *o*-Färbung zu verlieren. S. macht indessen zwischen diesen verschiedenen *a* keinen Unterschied, was sehr befremdend ist (vgl. S. 27).

Über den Vokalismus sei ferner folgendes hervorgehoben:

Umgelautetes mhd. *a* erscheint als *e, ɛ* oder *ä*; *ɛ* begegnet vor *r*-Verbindung: *herbst, hert, gertal, fertig.*

Umlauts-*e* erscheint vor Nasal und Nasalverbindungen stets als *ä*. Besonders kennzeichnend ist dieses *ä* vor (vereinfachtem) Doppelnasal: *bräna, swäma* etc.

Den Übergang des *a* zu *e* zu *ö* in *öpfel, löffel* illustriert die Züricher Mundart auch noch mit *sömal* (schemel).

Mhd. *ē* ist in *ä* d. h. überoffenes *e* gewandelt worden und hat sich mit dem Sekundärumlaut vermischt.

Mhd. *i* setzt sich in einigen Beispielen als *ū* fort: *trūle* (drillen), *brūle* (brille), *brūne* (brinnen), *swūne*, *wūne* (windemen), *wūsse*, *zwūssēt* etc.

In der Landschaft ist mhd. *o* in *a* übergegangen:

hāf (hof), *trāg* (troc). Suter hält dafür, daß dieser Prozeß sich auch in der Stadt vollzogen habe, daß aber später wieder *o* eingetreten sei. Reste dieses Wandels finden sich noch bei den Formen *knā*, *nānig*.

Mhd. *u* und *i* sind in Übereinstimmung mit den meisten Schweizer Dialekten vor Nasal und Nasalverbindungen erhalten: *sunə*, *sumər* etc.

Ich muß jedoch auf die interessante Sonderstellung des Rafzer Dialektes (Norden des Kantons Zürich) aufmerksam machen. Hier heißt es: *sonna* (nhd. Sonne), *spenna* (nhd. spinnen), *kspenna* (nhd. gesponnen).

Daß mhd. *ä* in *ō* übergegangen ist und sich dann wieder dem *ä* genähert hat, ist oben bemerkt worden. Es mag darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Mundarten des Kantons Zürich an dieser rückläufigen Bewegung teilgenommen haben. *ō* für mhd. *ä* (außer vor Nasal) wird beispielsweise noch in der Mundart Rafz, die sich überhaupt stark von den Züricher Idiomen abhebt, gesprochen. Ferner begegnet *ō* für mhd. *ä* z. B. am rechten Seeufer, von Utikon aufwärts, im Oberland und Bauernland. Über die Formen *mōnət* *mose* hätte etwas bemerkt werden sollen.

Seite 29 heißt es: Die Berner haben entsprechend ihrer Mundart die *ā*-Formen außer in *Mōn*. Diese Angabe ist nicht ganz richtig. In den nördlichen Gebieten dieses Kantons sind alle langen alten *a* in *o* gewandelt worden, während die südlichen Gegenden den betreffenden Laut unangetastet gelassen haben. Sigriswyl (im südlichen Teil) nimmt eine Ausnahmestellung ein, indem auch hier mhd. *ä* in *ō* übergegangen ist, aber nur vor Nasal! Man sagt also dort: *hākə*, *jār*, *ābə*, aber *stō*, *lō* etc.

Kuhn und Wyss, deren Mundarten zum *ä*-Gebiet gehören, haben das Wort *mōn* den nördlichen Dialekten entlehnt oder sind vom Schriftdeutschen beeinflusst worden.

Für Kuhn wäre eine Anlehnung an die Mundart von Sigriswyl, wo er einige Jahre als Vikar amtierte, denkbar.

Über die *ā-ō*-Linie, soweit sie den Kanton Bern betrifft, mag hier beiläufig folgendes angemerkt werden.

Sie beginnt südöstlich von Ins an der Freiburger Grenze, geht zwischen Kallnach und Siselen hin gegen den Bielersee, wendet sich nördlich von Walperswyl nach Osten, läuft zwischen Bühl und Kappelen nördlich von Frienisberg gegen Münchenbuchsee, das zum *ā*-Gebiet gehört, berührt dann Hindelbank und Burgdorf. Von dort bildet die Emme auf eine Strecke die Grenze. Südlich von Rüegsau und nördlich von Lützelflüh sich hinziehend, schlägt sie die Richtung nach Nordosten ein und streicht zwischen Sumiswald und Wasen gegen den Napf.

Der obengeführte Wandel des *ō* (aus *ä*) in *ā* ist, wie mir der Mitredaktor des schweizerischen Idiotikons, Herr Dr. Schoch, gütigst mitteilt, in einigen Gegenden des Kantons Zürich im 17., bei andern am Ende des 18. Jahrh. eingetreten.

Auch aus der heutigen Sprache kann der Beweis erbracht werden, daß fragliches *ō* einmal existiert hat. Die Formen *spōter*, *sprōchla*, *hōrli*

können nur einen Umlaut von *ō* aufweisen, was S. richtig bemerkt. Warum es aber *mēndig*, *gēb*, *nēm* usw. heißt, möchte man ebenfalls erfahren.

Den mhd. *ē*, *ō*, *œ* entsprechen durchweg geschlossene Laute in der Züricher Mundart.

Beim Kapitel der Diphthongierung der alten Längen *i*, *ū*, im Hiatus (§ 28), treffen wir die Formen *bī* (bei), *bū* (im Sinne von Dünger, sonst *bou*), *chnū* (Knie), welche dem Spaltungsprozeß im Gegensatz zu *drei* aus *dri*, *frei* aus *frī* usw. Widerstand geleistet haben.

Ein ganz besonders interessanter Fall begegnet bei den Diphthongen, die infolge Verflüchtigung eines Nasals vor Spirans entstanden sind. (Es ist das Wort *Möüchhof* aus *Münchhof*.) Die Züricher Mundart gehört nicht zu den Sprachsippen, die den Nasal vor gutt. Spirans verflüchtigen lassen. Und diese Erscheinung wird um so auffälliger, wenn man weiß, daß in Gegenden, wo der Schwund des Nasals in besagter Nachbarschaft ein striktes Lautgesetz darstellt, die Formen *münch* beziehungsweise *minch* vorkommen.

Mhd. *ei* verwandelt sich in *äi* oder *öi*.

Mhd. *ou* wird zu *äu*, *öu* zu *öi*.

Mhd. *ei* und *öu* münden also in manchen Fällen in denselben Laut aus. Wie störend Suters Transkription ist, ersieht man besonders aus dem hier beigebrachten Material.

Bei den Entsprechungen germ. *eu* : mhd. *iu*, *ie* (§ 34) finden wir in den Verbalformen *ū* vor Lab., Gutt. u. Dent. wie in Schaffhausen, während Mundarten wie z. B. Basel, Aargau (Fricktal) durchweg *iə* oder Leerau (südl. Aargau) vor Dental *iə*, vor andern Konsonanten *ü* aufweisen.

Wenn Usteri das Adjektiv *teuf* verwendet, so haben wir es ohne Zweifel mit einer Entlehnung aus den Schriften von Kuhn oder Wyss zu tun.

Über die quantitativen Veränderungen der Vokale sei folgendes bemerkt:

Kurzer Vokal wird vor auslautender Lenis gedehnt. Ausgenommen sind die Verbalformen. Der neue Laut ist offener als die Kürze: *bīr* *birə*, *birli*, *špāl*, *špālar*, *tūr*, *türli*, *släg* (Pl.), *šlegli*, *gūf*, *gufə*, *sī* (Sinn), *sinə* (Verb).

Seine eigenen Wege hat *o* eingeschlagen, indem es nach Suters Notierungen in der Dehnung qualitativ sich gleich bleibt: *höf*, *-hofə* in Zusammensetzungen, *borə*, *šporə*, *gibörə*, *fərlörə* usw.

Von inlautender Lenis weisen *a*, *ä*, *ə* Dehnung auf, außer vor *m* und den Bildungssilben *-el*, *-er*:

mālə (maln), *grābə*, *wāgə*, *trāgə*, *lādər*, *jāśə* — aber *chamər*, *hamər*, *zādəl*, *habər*.

e, *i*, *u*, *ū* werden nicht gedehnt: *redə*, *tribə*, *bogə*, *gufə*.

Im Gegensatz zu der Nordwestgruppe der Schweizer Dialekte (Basel-Stadt, Basel-Land, Solothurn und der nordwestliche Teil des Aargaus) und einiger Mundarten des St. Gallischen Rheintales, welche die Dehnung der Vokale vor in- und auslautender Lenis konsequent durchgeführt haben, ist die Züricher Mundart auf halbem Wege stehen geblieben. Welches der weitere Dehnungsprozeß in diesem Idiom sein wird, bleibt abzuwarten. Suter neigt der Ansicht zu, daß unter dem Einfluß benachbarter Dialekte eine Rückbildung sich vollziehe.

Was die durch Monophthongierung entstandenen Kürzungen anbetrifft (§ 39), so sind sie eine gemeinschweizerische Erscheinung: *find*, *fründ* usw.

Die älteren Längen *i*, *û*, *iu* sind von keinem quantitativen Wandel betroffen worden, auszunehmen sind bloß *sida*, *swiga* (swigen), *hüt* (hiute), da wir die Formen *uss* (ûze), *uff* (ûfe, üffe) aus satzphonetischen Gründen aus dem Spiel lassen können.

Mit Rücksicht auf die Konsonanten mag auf folgende Punkte aufmerksam gemacht werden. Wie hinsichtlich der obigen vokalischen Längen hat sich die Mundart in betreff der auslautenden Explosivlenes und -fortes konservativ verhalten. Wir finden allerdings im Vergleich zum Mittelhochdeutschen einige Potenzierungen der Dentallenes, die aber, die Nordwestgruppe ausgenommen, in den meisten Schweizer Mundarten sich zeigen, nur wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser die Fälle, in denen ma. *t* auf germ. *d* (*ð*) oder *þ* zurückgeht, vollständig aufgeführt und reinlich geschieden hätte (vgl. § 54).

Eine Parallele zu der Reduktion in *tum* (tump), *tumə*, *chlīmə* (klimben) bieten die Formen: *swūmə* (swimmen), *brunə*, *kchānə*, *brūnə* (brinnen), *rūnə*, *gūnə*, ferner: *fala*, *zela*, *wela* (wellen). Bemerkenswert ist ferner die Schwächung der spirantischen Fortis *ss* in *müəssə*, *lōsid* (Konj. Präs.); *ff* bleibt durchweg unangetastet. An Stelle des *w* ist *n* getreten in: *blānə*, *grānə* (zu *blā*, *grā*); *w* ist in *b* übergegangen: *ēbig*, *ruabə*.

Wir hätten noch der Intensitätsverringerung der rom. Fortes vor der Tonsilbe zu gedenken, doch ist das Gesetz nicht völlig durchgedrungen. Bei § 69 wäre als Ausnahme *kchapāl* beizufügen (vgl. § 142).

Das Zürcher Idiom gehört zu den Dialekten, deren sämtliche Verben im Plural Präs. Ind., sowie im Pl. Präs. und Prät. Konj. auf dentalen Verschlußlaut endigen. Im Plur. Präs. Ind. gilt die Endung *-əd*, im Konj. Präs. *-id*, im Konj. Prät. *-id*, doch häufiger *-əd*.

Die ahd. *-ēn*, *-ōn*-Verben haben in den Schweizer Mundarten tiefgehende Spuren hinterlassen. Die Zugehörigkeit dieser Klassen wird erwiesen durch die Bindevokale *i* und *ə* in der 2. und 3. Sing. des Präs. Ind., ferner durch die Endung *et* im Part. Prät.:

tañkchist, *badišt*, *fluachišt*, *tañkchat*, *badet* usw. Doch sind durch analogische Übertragungen die ursprünglichen Verhältnisse da und dort getrübt worden.

Die Endung der starken und schwachen Verben im Präs. Konj. 1. u. 3. Sing. ist *-i*.

In § 106 führt S. die starken Verben an, die sich dieser Regel entziehen, nennt darunter aber auch die Form *haig* des schwachen Verbes *haben*.

Es sind indessen nicht nur einige starke Verben, die sich obiger Regel nicht fügen, sondern auch die Prät. Präs., eine Erscheinung, die in manchen Mundarten wiederkehrt, so z. B. in Kerenzen (vgl. Winteler Kerenzer Mundart S. 159 ff.).

S. 92 vermißt man die naheliegende Erklärung des *t* in *waisst*.

S. 96 wäre über die Analogiebildungen *chinda*, *kširər* etwas zu bemerken gewesen. Als Kuriosum mag notiert werden, daß Usteri in einem Dialektgedicht noch das Imperfekt anwendet, das zweifellos schon bedeutend früher der Mundart nicht mehr geläufig war.

Bei *tuən(ə)* *gan(ə)* usw. wäre es wohl ratsamer, eine Beeinflussung durch zweisilbige Verbalformen anzunehmen, als von syntaktischen Voraussetzungen auszugehen.

S. 99 finden wir einsilbige Substantivformen, denen in manchen

Gegenden zweisilbige gegenüberstehen: *flūg, b̄r, ch̄ērz, chr̄ōn, gass, glok, gūf, hōl, kchapāl, muk, pflanz, salb, sun, špin, tūb, aich, šīb, zūpf.*

S. 100 sollte zwischen *hērd* und *ērdā* der Bedeutungsunterschied hervorgehoben sein.

S. 102. Der Komparativ *wēsar* zu *wē* ist höchst merkwürdig.

S. 109 (§ 149) ist wahrscheinlich durch den Setzer eine Verschiebung der Ausdrücke Neutrum und Femininum eingetreten.

Bei den Possessivpronomen verweise ich auf die Formen Plur. N. Akk.: *mīnar, mīni, mīnār, dīnār, dīni, dīnār* usw., die zwar bei Usteri sich nicht finden und mehr den ländlichen Dialekten eignen.

In den syntaktischen Ausführungen werden zweierlei genitivische Endungen der Familiennamen genannt. Der Ausgang der starken Deklination begegnet bei mehrsilbigen Namen, die mit *r, l* oder Vokal schließen, während die schwache Flexion bei einsilbigen auftritt, ferner bei allen auf Zischlaut endigenden und allen mehrsilbigen, deren Auslaut nicht *r, l* oder Vokal ist.

Ich vermute, daß die von Adjektiven abgeleiteten Familiennamen, wie *s- Rōtā, s- Freia* und die mit Zischlaut endigenden das Muster für sämtliche Fälle der schwachen Flexion abgegeben haben.

In dem letzten Abschnitt, der von dem Wortschatz handelt, weist S. darauf hin, daß Usteri auch hier unter dem Einfluß der Berner Dichter stand und bietet sodann eine schöne Lese von alten Wörtern der Züricher Mundart, die dem heutigen Dialekt teilweise verloren gegangen sind.

Bei Besprechung der Vorsilbe *zer-*, die dem Züricher Idiom fremd ist, könnte man vermuten, der Verfasser habe an eine Entlehnung aus dem Schriftdeutschen gedacht. Es möchten indessen dem Dichter Usteri wohl schweizerdeutsche Formen vorgeschwebt haben, singt ja doch sein Freund Kuhn: Der Ustig wot cho, der Schnee zergeid scho.

In dem resümierenden Schlußsatz hebt S. unter anderem hervor, daß weit stärker als die mundartlichen Vorbilder die Schriftsprache auf die Gestaltung von U.'s Mundart eingewirkt hat. Denn so vertraut ihm diese war, wenn er sie sprach oder sprechen hörte, trat sie ihm doch jetzt, da er sie schreiben sollte, als ein Neues, Fremdartiges gegenüber. Da drängte sich die Schriftsprache, die ihm geläufig war, dienstfertig herbei und bot ihm ihre reicheren Mittel an. Vor allem fand U. in ihr eine ausgebildete Orthographie. Indem er sich dieser zur Fixierung der Mundart bediente, übertrug er oft die Lautform der Schriftsprache auf die Mundart und gab so ein verzerrtes Bild der letzteren. Zur richtigen Würdigung von U.'s Dialektgedichten muß aber, wie schon angedeutet wurde, in Betracht gezogen werden, daß sie mit wenigen Ausnahmen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

Ich schließe mit dem Wunsche, es möchten bald andere Zürcher Dialekte so allseitig und gründlich behandelt werden.

Basel.

P. Schild.

Endzelin I. Latyšskije predlogi (Lettische Präpositionen). I čast' Juťjev (Dorpat) Tipografija K. Mattisena 1905. gr. 8°. VIII und 220 S., II čast' ebd. 1906. IV und 144 S.

Der 1. Teil der Schrift beginnt mit zwei §§, die mit dem eigentlichen Thema nur lose zusammenhängen. Im § 1 ist die Rede von -z[š]